

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 19 (1943-1944)
Heft: 9

Artikel: Verwaltung und Publikum
Autor: Guggenbühl, Adolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1066629>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

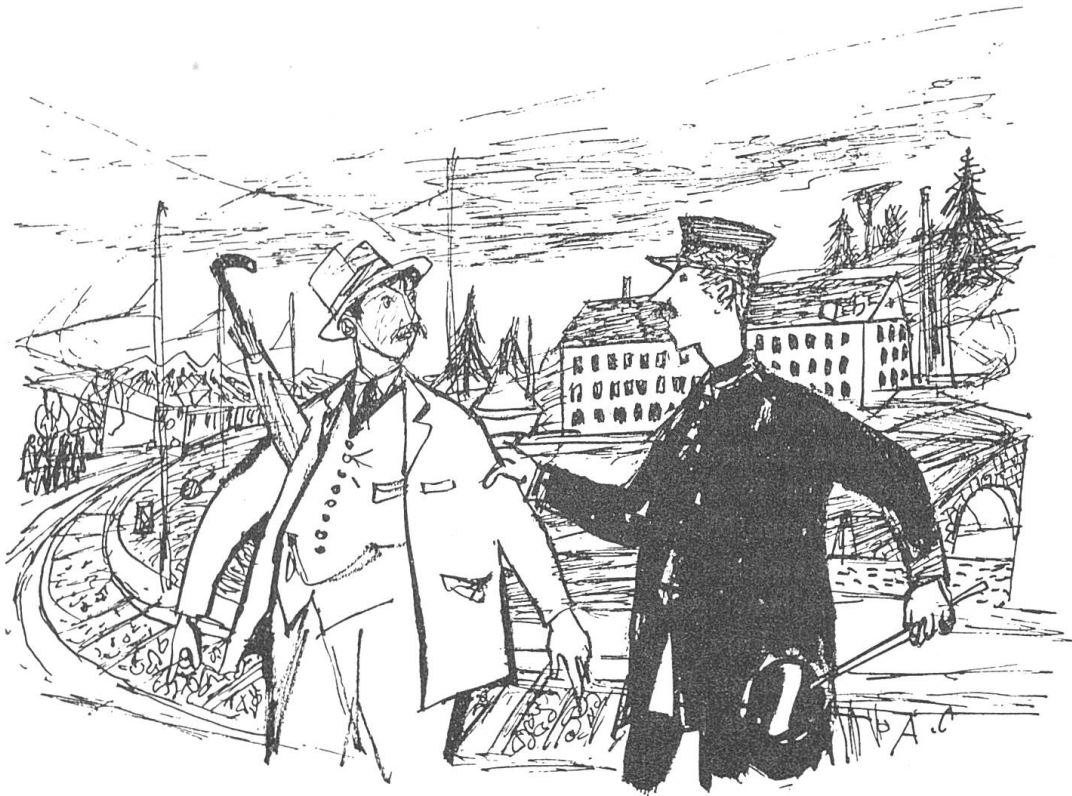
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Verwaltung und Publikum

VON ADOLF GUGGENBÜHL

Illustration von A. Carigiet

Ort der Handlung: Ein ländlicher Bahnhof irgendwo in der Schweiz.

Zeit: Sonntagabend.

Auf dem nicht abgesperrten Perron einige Passagiere, die auf den Zug warten. Fast ebenso viele Verwandte und Freunde, die sie begleiten und zahlreiche Dorfbewohner, die lediglich herumstehen, um ein zwar bescheidenes, aber dafür billiges Schauspiel zu genießen.

Der Bahnhofsvorstand, majestätisch in roter Kappe, schleudert einen Feldherrnblick um sich und ruft mit Stentorstimme: «Zrugg träte, in zwai Minute chunnt en Zug, gfälligscht zrugg träte!»

Die Menge gehorcht gutartig der

Anweisung, bis auf einen Mann im besten Alter, der keinen Wank tut. Er kommt offenbar von einem der zahlreichen Feste, die bei uns am Sonntag landauf, landab stattfinden, und er hat etwas zuviel getrunken. An ihn wendet sich nun der Bahnhofsgewaltige.

Bahnhofsvorstand: «Zrugg träte, he, zrugg träte, das gilt au für Si!»

Angeheiterter: «Si händ mir nüt zbfelle. Ich mache, was ich will.»

Bahnhofsvorstand, indem er den Widerspenstigen am Ärmel packt und zurückzieht: «Sind Si ruhig, suscht lan ich Si abfüere. Si händ zrugg zträte. Si händ überhaupt hööch, und es wär gschider, Si giengäd hai.»

Angeheiterter: «Lönd Si mi loos, Si händ mir nüt zbifelle. Ich mache, was ich will, überhaupt ghört mir dä Bahnhof so guet wie-n-Ine.»

Das ist eine klassische Szene, die jeder von uns schon unzählige Male mitangesehen hat. In ihr ist die ganze Problematik der Beziehung zwischen schweizerischer Verwaltung und schweizerischem Publikum enthalten.

Das Gespenst Geßlers

Auf den ersten Blick erscheint der renitente Bürger, vor allem in den Augen des Beamten, als ein unverantwortlicher Störefried, ein Querulant, der sich nicht einordnen kann. Aber die Sachlage ist nicht so einfach. Der Mann gibt, in unglücklicher Form und am falschen Ort, einem Gefühl Ausdruck, das zum tiefsten Wesen unseres Volkes gehört. Er ist ein Freiheitskämpfer, wenn auch ein merkwürdiger. Seine Einstellung zum Staat und seinen Vertretern ist typisch und begründet in einer langen und glorreichen Tradition.

Die Schweizergeschichte ist ein immerwährender Kampf gegen Gewalthaber, welche die Freiheit unterdrücken wollten. Aber die außenpolitische Unabhängigkeit genügt nicht, um diese Freiheit zu erhalten. Manches Volk hat sich unter großen Opfern nach außen unabhängig gemacht und wurde schließlich doch versklavt, nämlich von den Tyrannen im eigenen Land. Der Schweizer hat deshalb den Freiheitskampf von jeher auch innenpolitisch geführt; nicht nur gegen die fremden Vögte, auch gegen Vögte im Innern. Der Kampf gegen die großen Hansen zieht sich wie ein roter Faden durch die Schweizergeschichte, von Orgetorix bis zu Hans Waldmann und Alfred Escher.

Jakob Burckhardt hat einmal gesagt, daß die Macht böse sei. Diese tiefe geschichtliche Erkenntnis hat unser Volk instinktmäßig immer begriffen. Es steht und stand jeder Machtanhäufung,

also auch dem eigenen Staat, vor allem der Bundesverwaltung mit tiefem Mißtrauen gegenüber. Es hat zwar eingesehen, daß heute nur regiert werden kann, wenn der Bund mit einer großen Machtfülle ausgestattet wird, die früher den kleinen, mehr familiären und deshalb harmloseren Kantonen gehörte. Aber es wacht sorgfältig darüber, daß der Bund seine Gewalt nicht mißbraucht.

So steht der Schweizerbürger heute zu seinem Staat in einem merkwürdig positiv-negativen Verhältnis. Er sieht durchaus ein, daß es nötig ist, der Regierung große Kompetenzen zu geben. Aber gleichzeitig führt er einen Kleinkrieg gegen diejenigen, die diese Kompetenzen ausüben. Das Schweizervolk ist einerseits sehr staatsreu und anderseits sehr revolutionär, und zwar in allen Schichten. Diese merkwürdige Zwiespältigkeit bekommt der Beamte zu spüren. Sie mag ihn manchmal zur Verzweiflung bringen, aber er muß sich damit abfinden. Wahrscheinlich liegt in ihr eines der Geheimnisse unserer nationalen Existenz.

Die tausend Gesetze und Verordnungen, mit denen der Staat die persönliche Freiheit der Bürger einengt, sind notwendig und müssen deshalb auch befolgt werden. Aber ebenso notwendig ist es, daß der Bürger diese Verordnungen ständig im Kleinen leicht sabotiert. Das war von jeher schweizerischer Brauch.

Diese Erfahrung mußten auch unsere Kriegswirtschaftsämter machen. Man darf dem Schweizervolk das Zeugnis ablegen, daß es im großen und ganzen die Rationierungsvorschriften in vorbildlicher Weise befolgte; was aber nicht hindert, daß der einzelne ständig einen zähen Kampf gegen den einen oder andern dieser Erlasse führt.

Dieses ständige Sich-zur-Wehr-Setzen, selbst gegen die anerkannte Verordnung, ist nicht logisch, paßt in kein System. Aber es ist unbedingt notwendig. Jede Macht schließt die Gefahr des Mißbrauches in sich. Deshalb wird jede Polizeibehörde, die nicht ständig einer leisen

Opposition, ja einer anonymen, aber gerade deshalb um so wirkungsvolleren Sabotage gegenübersteht, früher oder später ihre Befugnisse überschreiten.

Ein Sohn, der mit seinem Vater das beste Verhältnis hat, soll nicht allzu leicht gehorchen, sondern Anweisungen des Vaters, deren Vernünftigkeit er einsieht, gelegentlich durchbrechen, weil sich sonst dieser Vater zum Tyrannen entwickelt. Genau so muß der Bürger einer freien Demokratie im ständigen Kampf mit seinem eigenen Staat und dessen Vertretern stehen.

Natürlich äußert sich diese Opposition sehr oft am falschen Ort (wie zum Beispiel bei unserm Betrunkenen auf dem Bahnhofsperron). Gewiß überschreitet sie sehr oft das richtige Maß. Aber es muß einmal gesagt sein, daß sie grundsätzlich nötig ist, auch wenn sie selbstverständlich die Arbeit des Beamten außerordentlich erschwert.

Dä Perron ghört mi

Zu dieser Komplikation kommt aber noch eine weitere.

«Ich bin kein ausgeklügelt Buch,
ich bin ein Mensch mit seinem
Widerspruch»,

heißt es im «Hutten». Der gleiche Schweizerbürger, der zum Staat ständig in einer verborgenen Opposition steht, betrachtet diesen gleichen Staat eben doch in viel höherem Maße als *seine* Angelegenheit als zum Beispiel der Franzose oder Amerikaner. Die Post ist für ihn *seine* Post, die Bundesbahn *seine* Bahn. Das ist eine durchaus erfreuliche, positiv zu wertende Tatsache, aber wiederum eine neue Quelle von Schwierigkeiten für das Verhältnis von Verwaltung und Publikum. «Dä Perron ghört mi so guet wie-n-Ine», sagte unser Betrunkenener und leitet daraus den Rechtsanspruch ab, auf

L'HEURE DES DISCOURS



Karikatur
von
Henri Tanner

diesem Perron zu tun und zu lassen, was ihm beliebt.

Außerdem führt der Umstand, daß der Schweizer die Verwaltung als seine Verwaltung ansieht, dazu, ihn gegenüber den Angestellten dieser Verwaltung außerordentlich untolerant zu machen. In einem Land, wo die Regierung von den breiten Massen als Fremdkörper empfunden wird, lassen den Bürger Unvollkommenheiten der Verwaltung, soweit er nicht selber darunter zu leiden hat, mehr oder weniger kalt. Bei uns ist das ganz anders. Wenn der Schweizerbürger bemerkt, wie Arbeiter eines öffentlichen Betriebes herumstehen, statt zu arbeiten, so regt ihn das im Innersten auf, wie wenn es sich um Arbeiter seines eigenen Geschäftes handeln würde. Gerade weil der Schweizer seine Verwaltung liebt und einen heimlichen Stolz auf sie hat, ist er ihr gegenüber so kritisch eingestellt. Liebe macht untolerant. Ein Ehemann ist gegenüber seiner eigenen Frau und seiner eigenen Tochter viel unduldsamer als gegenüber irgendeiner Bekannten; er duldet nicht, daß seine Frau und seine Tochter die Nägel bemalen, aber nimmt nicht im geringsten daran Anstoß, wenn andere Frauen mit roten Fingernägeln zu sehen sind. So ist der Schweizerbürger ehrlich empört, wenn in seiner Verwaltung irgend etwas nicht klappt. Eben weil er stolz ist auf den schönen gelben Anstrich *seiner* Postautomobile, regt er sich auf, wenn ein Postgehilfe durch Unachtsamkeit diese Farbe zerkratzt. Eben weil er stolz ist auf *seine* Bundesbahnen, empört es ihn nicht nur, sondern betrübt es ihn, wenn die Züge Verspätungen aufweisen.

Diese rechthaberische Liebe ist wiederum ein schwieriger psychologischer Faktor, dem der Beamte Rechnung tragen muß.

Betragen: „ungenügend“

Aber nicht nur die schweizerische Eigenart des Publikums, auch die des Beamten schafft viele Konfliktmöglichkeiten. Wieso kommt eigentlich unser Stationsvorstand

dazu, den Betrunknen mit Gewalt zurückzureißen? Schließlich hat er ja seine Pflicht vollständig getan, wenn er eine deutliche Warnung erließ. Will sich dann ein Einzelner trotzdem in Gefahr begeben, so soll er darin unkommen. Dem Bahnhofvorstand könnte bestimmt kein Vorwurf gemacht werden.

Ein Angestellter einer Pariser Untergrundstation würde jedenfalls diesen Standpunkt einnehmen. Es käme ihm nicht in den Sinn, Passagiere zu schützen, die gar nicht geschützt sein wollen. Das aber bringt ein schweizerischer Bahnhofsvorstand einfach nicht fertig.

Die Schweiz ist entstanden aus den alten Markgenossenschaften. Dieser genossenschaftliche Geist hat sich bis heute erhalten. Es hängt nicht nur mit der Kleinheit unseres Landes, sondern ebenso sehr mit diesem Genossenschaftsgeist zusammen, daß das Leben bei uns bis zum heutigen Tag etwas ausgesprochen Familiäres behalten hat. Man fühlt sich für einander verantwortlich. Man sagt nicht: «Ich kenne diesen Menschen nicht». Man erachtet es als selbstverständliche Pflicht, seines Bruders Hüter zu sein; selbst da, wo dieser Bruder gar nicht behütet sein will.

Das Territorial-Kommando 6 hat dieses Jahr den Kinderumzug am Zürcher Sechseläuten verboten wegen der Gefahr, die durch den Abwurf von Bomben oder Absturz von fremden Flugzeugen entstehen könnte. Der Erlaß ist typisch. Man begnügte sich nicht damit, auf diese Gefahr hinzuweisen und dann den Eltern die Entscheidung zu überlassen, sondern man fühlte sich verpflichtet, die Bevölkerung gegen ihren eigenen Willen zu schützen.

Der schweizerische Beamte ist ehrlich besorgt um das Publikum, um dessen körperliches, wirtschaftliches und geistiges Wohl. Dieses an sich großartige Verantwortlichkeitsgefühl hat nun aber, wie jede menschliche Tugend, eine Kehrseite. Wer sich für den andern verantwortlich fühlt, wird sehr leicht schulmeisterlich

und moralistisch. So ist es begreiflich, daß der schweizerische Beamte dazu neigt, seinen Schützlingen ununterbrochen Noten in Leistung, Fleiß und vor allem Betragen auszuteilen. Die Behörden begnügen sich nicht damit, ihre Fürsorge für das Wohlergehen ihrer Zöglinge durch Erlasse und Anweisungen zu dokumentieren, sie geben darüber hinaus ständig Zensuren. So ist das Wort «beschämend» ein Lieblingswort unserer kriegswirtschaftlichen Behörden.

Das sind also einige der besondern Schwierigkeiten, welche eine schweizerische Verwaltung zu meistern hat. Zu ihrer Überwindung braucht es viel guten Willen, viel Geschick und vor allem viel psychologisches Verständnis. Mit letzterem ist es nun leider an vielen Orten schlecht bestellt. Die meisten leitenden Leute in den Großbetrieben, also auch bei der Verwaltung, bei der PTT und den SBB, sind gewohnt, technisch zu denken. Sie verstehen es ausgezeichnet, den technischen Apparat immer mehr zu vervollkommen. Sie sind auch in der Regel ausgezeichnete Organisatoren. Aber es fehlt ihnen das Gefühl für die Imponderabilien, für alle die kleinen psychologischen Details, die im Verkehr mit dem Publikum so wichtig sind. Obwohl viele das instinktiv fühlen, haben sie die merkwürdige Vorstellung, die Psychologie sei eine Art Geheimwissenschaft.

Der „einfache Mann“

Ich habe einmal einen Regimentskommandanten hören können, der zu seinen Offizieren sagte: «Meine Herren, versuchen Sie immer wieder aufs neue, die Psyche des einfachen Soldaten zu verstehen!»

Das ist ein Unsinn. Der Offizier ist dann ein guter Psychologe, wenn er von der Voraussetzung ausgeht, daß der Soldat im großen und ganzen ähnlich empfindet wie er selbst; daß er gerne trinkt, wenn er durstig und gerne absitzt, wenn er müde ist; daß er empfänglich ist für jede Anerkennung und sehr empfindlich, wenn man seiner Ehre zu nahe tritt.

Es gibt nicht eine Soldaten- und eine Offiziers-, eine Arbeiter- und eine Fabrikantenseele. Der «einfache Mann» ist etwas, das nur in der Phantasie existiert, eine Wahnidee, die vom Ausland her zu uns gedrungen ist. In den ausländischen Klassenstaaten reden sich die führenden Schichten ein, die sozial tiefer stehenden Kreise seien nicht nur ärmer an Geldmitteln, sondern auch undifferenzierter, primitiver; und im Verkehr mit ihnen sei deshalb eine besondere Sprache am Platz. Wir, die wir mit Kameraden aller Schichten in die Primarschule gegangen sind, mit ihnen Militärdienst gemacht haben, wissen, daß davon keine Rede sein kann. Natürlich gibt es primitivere und weniger primitive Menschen. Aber diese Einteilung hat nichts mit dem Steuerregister zu tun. Es ist nicht so, daß die Menschen bis zu einem Einkommen von 4000 Franken ein primitives Seelenleben haben, die von 4000 bis 12 000 Franken ein subtileres und die in den höhern Einkommensklassen ein ganz subtiles. Es gibt Dienstmädchen mit primitiven und Bankdirektorsgattinnen mit subtilem Seelenleben und umgekehrt.

Der Beamte, der sich an das Publikum wendet, braucht also gar nicht einen psychologischen Salto mortale zu machen, um in die Seele des «Volkes» einzudringen. Wenn er von der Voraussetzung ausgeht, daß der andere aus ungefähr dem gleichen Holz geschnitzt sei, wird er kaum fehlgehen.

Es gilt also in dieser Beziehung vor allem ein Vorurteil zu beseitigen, eben das Vorurteil von der anders gearteten «Volksseele».

Unser schweizerisches Publikum ist in dieser Beziehung sehr hellhörig. Vor allem reagiert es scharf gegen irgendwelche Maßnahmen, in denen es eine Verletzung seiner Menschenwürde vermutet.

Unsere Eidgenossenschaft geht nicht darauf aus, die Menschen gleich zu machen, wohl aber billigt sie allen Menschen den gleichen Anspruch auf Menschenwürde zu. Unser Volk empfindet es nicht

*Was man
immer wieder
sagen muß.*

Deutschschweizer sind nicht
Deutsche

„Die alten Helveter waren Kelten und sehr verschieden von den Germanen. Sie wurden 500 Jahre lang romanisiert, während die jenseits des Rheins wohnenden Alemannen es nur fünfzig Jahre lang wurden. Die Alemannen germanisierten dann die Kelten, veränderten aber nicht ihre Mentalität.“

A. Janner.

Welschschweizer sind nicht
Franzosen

„Wir haben bei uns immer Franzosen und französische Ideen aufgenommen, von denen Frankreich nichts wissen wollte, wir bildeten im Grunde ein Antifrankreich.“

Paul Budry.

Tessiner sind nicht Italiener

„Jeder Tessiner, der durch Italien reist und mit Italienern sich unterhält, fühlt, daß er einer verschiedenen Geisteshaltung gegenübersteht, auch wenn er von den beidseitigen politischen Situationen absieht, er fühlt, daß er einem anderen Geiste gegenübersteht. Die vier Jahrhunderte der Berührung mit den Eidgenossen haben zweifellos eine schweizerische Mentalität geschaffen, die in den Tessinern Wurzeln geschlagen hat. Das verschiedene politische Regime, die verschiedenen kulturellen Möglichkeiten haben aus dem Tessiner einen Italiener gemacht, der von den andern Italienern verschieden ist, der andere Gesichtspunkte, andere Richtlinien hat.“

Bio Ortelli.

als stoßend, daß unsere Bahnen verschiedene Klassen aufweisen, eine etwas bequemere Polsterklasse für die, welche mehr zahlen und eine etwas billigere Holzklasse für die, welche weniger zahlen. Aber es würde sich sofort dagegen auflehnen, wenn die Drittklaß-Reisenden grundsätzlich schlechter behandelt würden als die Zweitklaß-Reisenden; wenn also zum Beispiel die Wagen der dritten Klasse nicht nur einfacher, sondern auch weniger sauber wären (wie das im Ausland an vielen Orten der Fall ist) oder wenn die Beleuchtung in der dritten Klasse schlechter wäre als in der zweiten Klasse. Wenn nämlich in dieser Beziehung differenziert wird, so liegt darin eine grundsätzliche Mißachtung der ärmern Bevölkerungsschichten. Man bestreitet nicht nur ihr Recht auf Komfort, sondern auch ihren Anspruch auf Respektierung ihrer Würde.

Mensch statt „Wesen“

Mit dem Überwuchern des technisch-organisatorischen Denkens hängt auch ein anderes Grundübel der schweizerischen Verwaltungen zusammen, die Anonymität. Immer mehr ist im Laufe der letzten Jahrzehnte an Stelle des Menschen das «Wesen» getreten: das Schulwesen, das Bauwesen, das Steuerwesen, diese unpersönlichen, unangreifbaren, schattenhaften Gebilde.

Eine solche Bürokratisierung widerspricht unserm schweizerischen Empfinden, und wir sollten deshalb diese Entwicklung wieder rückgängig machen.

Trotzdem die Vereinigten Staaten viel größer sind als unser Land, hat man es dort verstanden, das persönliche Element im Verkehr zwischen Verwaltung und Publikum zu wahren. Den Satz «Zuschriften sind an die Dienststelle und nicht an eine bestimmte Person zu richten» verwendet man dort nie. Im Gegenteil, alle Beamten, die mit dem Publikum zu tun haben, treten mit ihrem Namen hervor, vom Generaldirektor bis zum Schalterbeamten. In den USA steht bei Privat-

betrieben wie bei Verwaltungen auf jedem Pult eine kleine Tafel, auf der der Name des betreffenden Funktionärs gedruckt ist, so daß man weiß, mit wem man es zu tun hat. Diese Verpersönlichung hat einen sehr günstigen psychologischen Einfluß auf das Publikum wie auf die Funktionäre. Das Publikum weiß: hier hat man es mit einem Menschen aus Fleisch und Blut zu tun und nicht mit einem Paragraphen. Der Beamte aber wird dadurch, daß er als Person hervortritt, ohne weiteres menschlicher und höflicher. Das Schulwesen oder die Kanzlei des Schulwesens stehen zum Besucher höchstens in einer juristischen Beziehung. Wenn aber der Kanzleisekretär Roth Herrn Weiß empfängt, ist es ganz selbstverständlich, daß er ihm einen Stuhl zum Sitzen anbietet. Herr Roth sagt «Guten Tag!» und «Auf Wiedersehen!» und Herr Weiß zieht den Hut ab, wenn er mit Herrn Roth spricht, denn sie begegnen sich als Menschen.

Dieses Hervortreten mit dem Namen ist auch bei den leitenden Beamten wichtig. In Amerika ist jedem bekannt, wer der Postmaster-General ist; bei uns kennen leider die wenigsten Leute den Namen des Generaldirektors der PTT.

Unsere kriegswirtschaftlichen Behörden haben zum Teil diese Publizitätsscheu abgeworfen, und zwar mit sehr gutem Erfolg. Heute weiß jedes Kind: der Anbauplan wird durch Herrn Wahlen durchgeführt. Man kennt ihn aus Vorträgen oder zum mindesten durch Abbildungen. Es ist ein Mensch da, der sich um die landwirtschaftliche Produktion kümmert, und man hat das Vertrauen, er werde alles machen, was in seinen Kräften steht.

Jede Hausfrau weiß: Chef der Rationierung ist Herr Muggli. Sie hat den Eindruck, daß da ein wohlmeinender, tüchtiger Miteidgenosse ist, der sich alle Mühe gibt, die Lebensmittel gerecht zu verteilen. Das beruhigt sie.

Auf dem Land kennt jedermann den freundlichen Posthalter. Aber auch in der Stadt sollte man wissen, wer die Post-

filiale im Quartier leitet, mit wem man es zu tun hat.

Das Vorbild

Wenn wir uns alle diese psychologischen Schwierigkeiten, welchen die schweizerische Verwaltung gegenübersteht, in Erinnerung rufen, so könnte uns angst und bang werden. Sicher ist ein großer Teil der Aufgabe noch nicht befriedigend gelöst, aber unsere Verwaltung wird doch schon jetzt mit den meisten dieser Probleme recht gut fertig. Auf jeden Fall genießt sie beim Publikum ein Vertrauen, das geradezu einzigartig ist.

Ich habe einmal einer Gerichtsverhandlung beigewohnt, bei der ein berufsmäßiger Einbrecher seine Methode erklärte, um in die Häuser zu gelangen. Er brauchte dazu weder Stemmeisen noch andere Werkzeuge, sondern nur die Mütze eines Telephonmonteurs. Wenn er sagte: «Ich komme vom Telephon», öffneten sich ihm alle Türen. Man ließ ihn ohne den geringsten Verdacht allein im Wohnzimmer, wo der Sekretär stand, oder im Schlafzimmer, wo der Schmuck aufbewahrt wurde.

Ich kann mir keinen bessern Beweis denken für das Vertrauen, das unsere Beamten genießen. Wenn wir wissen, daß jemand «von der Post ist», von der Bahn, vom Telephon, vom Gaswerk, vom Elektrizitätswerk, dann ist es für uns selbstverständlich, daß es sich um einen Menschen handelt, der unser uneingeschränktes Vertrauen verdient. Das ist durchaus nicht in allen Ländern so.

Das Vertrauen aber ist die Grundlage jeder menschlichen Beziehung. Diese Grundlage ist also da, und es gilt lediglich, auf ihr aufzubauen.

Was vielleicht auf seiten des Beamten fehlt, ist ein Vorbild, ein Ideal, in das er hineinwachsen kann.

Die englischen Polizisten sind sicher unsern Polizisten nicht grundsätzlich überlegen, aber in England besteht eine Vorstellung vom idealen Polizisten, und

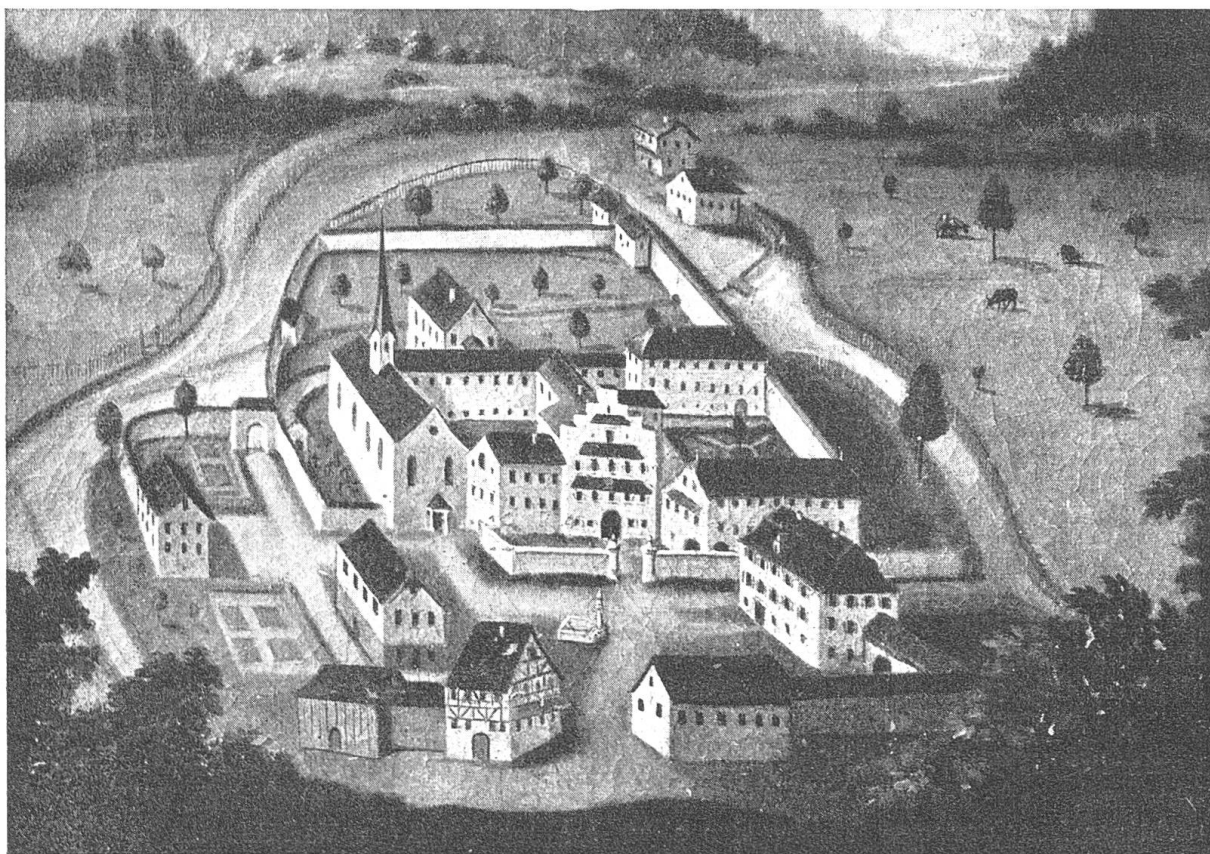
jeder, der diesen Beruf ergreift, versucht, diesem Ideal möglichst nahe zu kommen. Auch die alten Preußen hatten eine ausgeprägte Vorstellung vom vorbildlichen Beamten, wenn auch eine, die für unsere

Demokratie sicher nicht passen würde.

Idealfiguren zu schaffen ist im allgemeinen Sache der Dichter. Wir haben aber in der Schweiz bereits einen Beamtentypus, der nach meiner Meinung in

DAS BARBARISCHE ZEITALTER

Bis zu seiner Aufhebung im Jahre 1848 blieb dieser reizende Gebäudekomplex erhalten. Dann, 1852, wurde an Stelle von zwei um das Kloster herumführenden Straßen mitten durch das Areal eine einzige «bessere Kommunikationsstraße» erstellt. Das bedingte den Durch- und Abbruch einzelner Klostergebäulichkeiten, vor allem mußte der schöne Kreuzgang weichen.



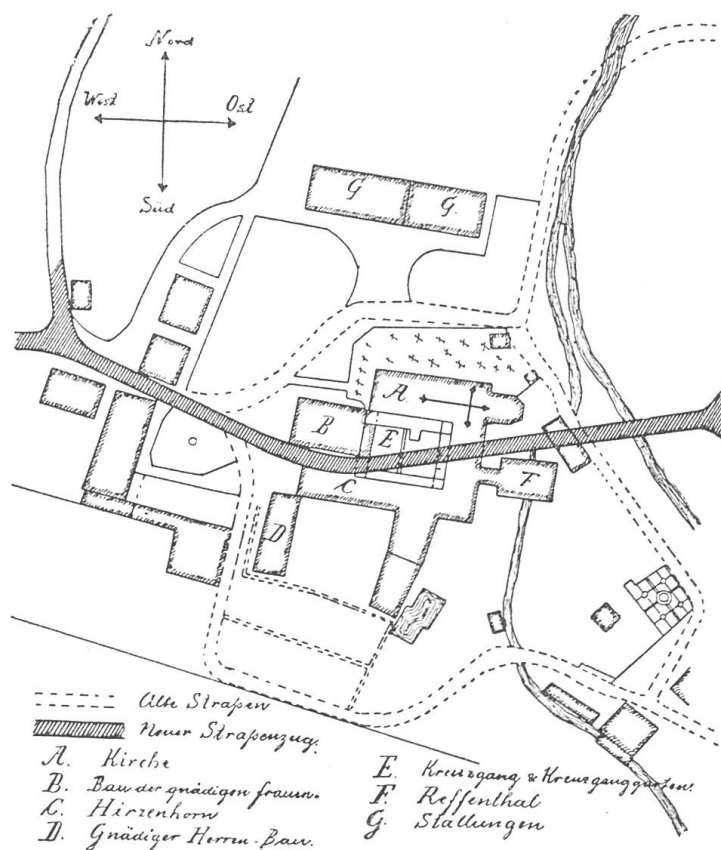
Ansicht des Klosters Tänikon bei Aadorf aus dem Jahre
1667

Klischees aus dem 107. Neujahrsblatt der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich: «Die Glasgemälde aus dem Kloster Tänikon».

seinen besten Exemplaren diesen Idealtyp bereits verkörpert. Es ist nicht der tüchtige Kreispostdirektor oder der stolze Stationsvorstand — es ist der bescheidene Briefträger. Diese großartige Mischung von

Zuverlässigkeit und unbürokratischem Wesen, Würde und Vertraulichkeit, Selbstbewußtsein und Bescheidenheit sollten sich die schweizerischen Beamten aller Dienstzweige zum Vorbild nehmen.

Die Mitte des 19. Jahrhunderts bedeutet den Anfang eines Vandalismus, der die Zweckmäßigkeit zu seinem Gott erhob. Dieser barbarische Geist ist heute grundsätzlich überwunden, hat aber immer noch seine Vertreter bei einzelnen Fanatikern, die im Interesse des sogenannten flüssigen Verkehrs ganze Stadtteile abgebrochen haben oder abbrechen möchten.



Straßenplan